

#### Erstveröffentlichung

Der Beitrag geht auf ein Referat zurück, das beim Workshop »Ethnische« Identität, Nation & innere Kolonisierung. Neue Methoden zu einer kulturwissenschaftlichen Erforschung der Habsburger Monarchie und ihrer Literatur/en (1848-1918) am 14./15.12.2001 in Antwerpen gehalten wurde.

1 Cf. zum Problem der Institutionalisierung und Kanonisierung der Post/Colonial Studies, die sich in ihrem Selbstverständnis als eine Pluralität an Lektüreverfahren, keineswegs aber als einheitlicher Theorien-, Methoden- oder Werkkanon begreifen, Cooppan, Vilashini: W(h)ither post-colonial studies? Toward the transnational study of race and nation. In: Chrisman, Laura/ Parry, Benita (Hg.): Postcolonial Theory and Criticism. Cambridge: Brewer 2000 (Essays and studies 1999), pp. 1-35. Auch die restlichen Beiträge des Sammelbandes sprechen das Problem an.

2 Said, Edward W.: Orientalism. Western Conceptions of the Orient. Harmondsworth: Penguin Books <sup>2</sup>1995.

3 Ders.: Culture and Imperialism. London: Vintage 1994.

4 Über den Ansatz, bzw. das Aufwerfen einiger Fragen, gehe ich aus Kompetenzgründen tatsächlich nicht hinaus. Ich verweise an dieser Stelle auf Texte, die im Rahmen des FWF\_14727 und verwandter Projekte entstanden sind: Cf. Ruthner, Clemens: »k.(u.)k. postkolonial? Für eine neue Lesart der österreichischen (und benachbarten) Literatur/en. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/CRuthner1>; Hárs, Endre: Hybridität als Denkfigur. Homi K. Bhabhas theoretisches Engagement. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/EHars1>; Uhl, Heidemarie: Zwischen »habsburgischem Mythos« und (Post-)Kolonialismus. Zentraleuropa als Paradigma für Identitätskonstruktionen in der (Post-)Moderne. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/HUhl1>; Simonek, Stefan: Mit Clemens Ruthner im Wilden Osten. Eine Replik. In: <http://www.kakanien.ac.at/rez/SSimonek1>; Kerekes, Amália: Kolonialismusdebatte in Ungarn und Fredric Jamesons Theorie über die nationalen Allegorien der Dritten Welt. In: <http://www.kaka>

Edward Suids Werke, die heute als eine Art von »Gründervätertexten der Post/Colonial Studies«<sup>1</sup> gelten können, eröffnen gleichwohl seine eigene und die Abhängigkeit dieser Lektüre- und Analysemethoden von »Vorgänger-« oder »Grundlagenmodellen«, die auf mehr oder weniger reflektierter Ebene in die neuen Fragestellungen und Analysemethoden Eingang finden.

Ich unterwerfe mich mit der Diskussion der Monografien *Orientalism*<sup>2</sup> und *Culture and Imperialism*<sup>3</sup> bezüglich Text und Subtexten einer zweifachen Aufgabe, denn diese Diskussion steht im Fokus des Forschungsprojektes (FWF\_14727) *Herrschaft, ethnische Differenzierung und Literarizität in Österreich-Ungarn (1867-1918)* und damit der Frage, ob mit Hilfe von Analysemethoden und Begrifflichkeiten der Post/Colonial Studies neue Erkenntnisse über das Selbstverständnis der k.u.k. Monarchie und das wechselseitige Verhältnis von »Mutterland« Österreich und den Kronländern zu gewinnen sind. M.a.W. steht nicht nur eine Kritik des Saidschen Ansatzes im Spannungsfeld von *Imperialismus-Orientalismus-Kolonialismus*, sondern auch der Ansatz einer Fallstudie als kontextueller Transfersversuch aus.<sup>4</sup>

#### Rückverortung des »großen Textes« im »Realen« I

Schnell wird deutlich, dass Said mit eher »konservativ«-hermeneutisch orientierten Kollegen das Unbehagen am »großen Text«, an der universellen Textualität der Welt teilt und gleichfalls die Befürchtung, dass die »Lesbarkeit der Welt« (Blumenberg) nicht mehr gewährleistet sein könnte. Die letzte Zuflucht des »Realen« innerhalb postmoderner Theorienbildung<sup>5</sup>, der Körper und der Raum, stehen deshalb auch als Geografie und Kartografie bei seinen Analysepraktiken im Vordergrund, denen er mittels der Foucaultschen Diskursanalyse »zu Leibe rückt«. Indem Said in *Culture and Imperialism*, v.a. aber in *Orientalism* die Anbindung der diskursiven Texte an das Profane, Gesellschaftlich-Politische und den Alltag anstrebt, leistet er nicht nur sein Credo des »engagierten Intellektuellen«, sondern gibt auch seine zwiespältige Position zwischen Textualität und Realität zu erkennen:

Nevertheless the determining impingement on most knowledge produced in the contemporary West [...] is that it be nonpolitical, that is, scholarly, academic, impartial, above partisan or small-minded doctrinal belief. One can have no quarrel with such an ambition in theory, perhaps, but in practice the reality is much more problematic. No one has ever devised a method for detaching the scholar from the circumstances of life, from the fact of his involvement (conscious or unconscious) with a class, a set of beliefs, a social position, or from the mere activity of being a member of a society. These continue to bear on what he does professionally, even though naturally enough his research and its fruits do attempt to reach a level of relative freedom from the inhibitions and the restrictions of brute, everyday reality. For there is such a thing as knowledge that is less, rather than more, partial than the individual (with his entangling and distracting life circumstances) who produces it. Yet this knowledge is not therefore automatically nonpolitical. (O 9f.)

1978, als *Orientalism* geschrieben wurde, waren poststrukturalistische und -moderne Theorien in den USA noch nicht an der Tagesordnung, aber auch nicht vollkommen fremd.<sup>6</sup> Mit diesen arbeitet Said: Wenn er, Foucault wiedergebend, auf die Wichtigkeit von »class«, »beliefs«, »social position« und »being a member of a society« (O 10) hinweist, bekennt er sich ausdrücklich zu seinem Vorbild. Dennoch ist in der emotionalen, aufgeregten Reihung von »scholarly, academic, impartial, above partisan or small-minded doctrinal belief«, um den westlichen Wissenschaftshabitus zu charakterisieren, auch ein sofortiger Unterschied zur eher nüchternen Diskursanalyse eines Foucault merkbar, der in der wieder eingeholten, bzw. der wieder einzuholenden Authentizität<sup>7</sup> liegt:

I have been able to put to use my humanistic and political concerns for the analysis and description of a very worldly matter, the rise, development, and consolidation of Orientalism. Too often literature and culture are presumed to be politically, even historically innocent; it has regularly seemed otherwise to me, and certainly my study of Orientalism has convinced me (and I hope will convince my literary colleagues) that society and literary culture can only be understood and studied together. In addition,



nien.ac.at/beitr/theorie/AKerekes1;  
Detez, Raymond: Colonialism in the  
Balkans? In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/theorie/RDetez1> so-  
wie Fischer, Wladimir: Zwischen  
Anpassung und Widerstand. Stati-  
onen der Entstehung einer Gegen-  
Hegemonie im Diskurs der serbisch-  
vojvodinischen Eliten (1848-1905).  
In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/WFischer1>

5 Den Unterschied zw. intratextuel-  
lem, a-hist., westl.-bürgerl. Postmo-  
dernismus und Postkolonialismus  
mit seinem engen Bezug zur (jüng-  
sten) Geschichte und zum Realen  
betonen Doring, Simon: Postmoder-  
nism or Post-colonialism Today. In:  
Ashcroft, Bill/ Griffiths, Gareth/ Tiffin,  
Helen (Hg.): The Post-colonial Stu-  
dies Reader. London, New York:  
Routledge 1999, pp. 125-129; mit  
dem Aspekt auf der Überschneidung  
und Gemeinsamkeit beider Richtun-  
gen (u. damit in größerer Nähe zu  
Said) Hutcheon, Linda: Circling the  
Downspout of Empire. In: Ashcroft/  
Griffith/ Tiffin 1999, pp. 130-135; et  
al.

6 Cf. Said, Edward W.: Die Welt, der  
Text und der Kritiker. Frankfurt/M.:  
Fischer 1997, *Einleitung*.

7 Seitens postkolonialer ForscherIn-  
nen wird der Authentizitätsanspruch  
und -diskurs einer imperialen Dar-  
stellungsweise sog. Ethnien (die immer  
nur die nicht-protestantischen,  
nicht-weißen Volksgruppen meinen)  
zugeschrieben. Cf. bspw. Griffith,  
Gareth: The Myth of Authenticity. In:  
Ashcroft/ Ders./ Tiffin 1999, pp.  
237-241. – Ich teile diese strikte  
Ansicht nicht, bzw. möchte ergänzen,  
dass dieser Diskurs wohl aus der  
Reihe der europäischen »Herren« her-  
kommt, aber doch begeistert von den  
»Betroffenen« aufgegriffen wird, sei  
es in ernster oder in karnevalischer  
bzw. *mimicry*-Art. Ich werde deshalb  
den Begriff weiterhin verwenden.

8 Der Begriff hängt wesentlich mit  
Said's Def. von »Essay« zusammen,  
der in Anlehnung an Sokrates und  
Lukács erfolgt und der besagt, dass  
»[d]er kritische Essay allererst die  
Werte [schafft], an denen Kunst ge-  
messen wird.« Cf. Said 1997, p. 76.  
Die »Weltzugewandtheit« des Intellek-  
tuellen als Kritiker bedeutet für Said  
die mehrfache Bezogenheit auf Ob-  
jekte: auf das Objekt der Kritik/Inter-  
pretation, auf ein Publikum, auf sich  
selbst, auf die Historizität des inter-  
pretierten Objekts und die eigene  
bzw. die des Publikums. Kein Werk,  
weder das originäre noch das sekundäre  
der Kritik/Interpretation selbst,  
ist von »Welt« als komplexen Außen-  
bezügen losgelöst zu sehen. Die Be-  
tonung der Konstruktivität von Kritik,  
wie sie im obigen Zitat an der Kur-  
sivierung sichtbar wird, verdeutlicht

and by an almost inescapable logic, I have found myself writing the history of a strange, secret sharer of Western anti-Semitism. That anti-Semitism and, as I have discussed it in Islamic branch, Orientalism resemble each other very closely in a historical, cultural, and political truth that needs only to be mentioned to an Arab Palestinian for its irony to be perfectly understood. But what I should like also to have contributed here is a better understanding of the way cultural domination has operated. If this stimulates a new kind of dealing with the Orient, indeed if it eliminates the »Orient« and »Occident« altogether, then we shall have advanced a little in the process of what Raymond Williams has called the »unlearning« of »the inherent dominative mode«. (O 27f.)

Die eigene Person, die eigene Biografie in all ihrer geistigen und körperlichen Prägung spielt mit – wie wir im obigen Zitat schon erfahren haben –, aber darüber hinaus, ist dies nicht als Missgeschick, sondern eher als Chance zu werten:

»I have found myself writing the history of a strange, secret sharer of Western anti-Semitism«,  
»I have found myself writing the history of a strange, secret sharer«,  
»I have found myself writing the history of a strange secret«,  
»I have found myself writing the history of a stranger«,  
»I have found myself writing the history«,  
»I have found myself writing«,  
»I have found myself«.

– Die Metamorphose des Zitats ist nicht nur (unwissenschaftliche) Spielerei; sie führt in der Beschneidung, Kürzung, Neulektüre auf ein Paradigma zurück, das für Said sehr wichtig ist: zu dem, was er mit »humanistisch«, »politisch«, »weltzugewandt« (»wordly«) bezeichnet und für die vornehme und einzige Aufgabe des Intellektuellen als Kritiker hält.

Humanismus als Menschen-Zugewandtheit, die die gesamte Welt umfasst und in der prinzipiellen Liebe zum Mensch(lich)en begründet ist, muss 1978 um das Politische ergänzt werden, das sich aus dem pluralen Abstraktum »des Menschlichen« sofort und mit Logik ergibt. Dies Politische kann nicht für sich, sondern nur in der Polis-Bindung bestehen, muss aber auch als »weltzugewandt« gekennzeichnet sein, damit es nicht dogmatisch-scholastisch wird. Die Welt ist allerdings sehr viel kleiner geworden, seit jeder vorstellbare Kosmos des Altertums in physischer wie metaphysischer Ausprägung humanistisch gestaltet war, in Analogie zum Menschlichen und ganz für den Menschen. Denn jeder Teil, der eine metaphysische Qualität vermuten lässt, impliziert heutzutage Unveränderlichkeit, Unbeeinflussbarkeit, Unzeitlichkeit und fordert Dogmenbildung heraus, die wiederum der beweglichen und veränderbaren Säkularität (»the secular intellectual«<sup>8</sup>) entgegenzustehen scheint. Hier schließt Said sich dem erweiterten Textbegriff als einem Detektivroman bereitwillig an, in dem Ideologien und Metaphysiken die Mörder sind – die zwar überführt, aber nie inhaftiert werden können –, mit der wichtigen Einschränkung allerdings, die er in jedem Satz, in jeder persönlichen Formulierung verkündet: politischer Humanist zu sein, und dass er das »Reale« nicht preisgibt, dass er seine hermeneutisch-marxistische<sup>9</sup> Form der Ontologie oder Metaphysik weiter verteidigt.

»I have found myself«, das letzte Metamorphosenstadium des Said'schen Satzes, führt zurück auf den realen Körper mit geistigem Effekt: Edward W. Said, palästinensischer Intellektueller, wohnhaft und sozialisiert in den USA. »I found myself« ist die letzte Rückversicherung über ein erweitertes, leibliches »Ich denke«/ *cogito*, nachdem man sich rationalisiert hat (»I have found myself writing the history of a strange, secret sharer of Western anti-Semitism«), sich vergesellschaftet hat (»I have found myself writing the history of a strange, secret sharer«), sich selbst unerkennbar geworden ist (»I have found myself writing the history of a strange secret«) und fremd (»I have found myself writing the history of a stranger«), nachdem man sich zum Subjekt gemacht hat (»I have found myself writing the history«), und nachdem man sich in den universellen Text eingeschrieben hat (»I have found myself writing«). Das Individuum erlangt in dieser Authentizität Priorität über jeden Diskurs, über jedes Zeichensystem, was wahrhaft humanistisch ist:

Yet unlike Michel Foucault, to whose work I am greatly indebted, I do believe in the determining imprint of individual writers upon the otherwise anonymous collective body of texts constituting a discursive formation[.] (O 23)

einerseits die kritische ›Arbeit‹ als ›Kunst‹ und andererseits ihren Dialog mit der Welt.

9 Mit der ihm üblichen Vorsicht bekundet Said seine Sympathie für den Marxismus, ohne sich mit dieser Signale qualifizieren oder etikettieren lassen zu wollen. Cf. Said 1997, p. 43ff.

10 Des Komplexes des ›Authentischen‹ und ›Politischen‹ nimmt Siegfried Kohlhammer sich in seiner Rezension zu *Orientalism* mit Vehemenz an. Kohlhammer wirft Said vor, unentwegt moralische und wissenschaftliche Urteile miteinander zu vermischen. Dieser Vorwurf trifft allerdings nicht, da jeder Form des ›Humanismus‹ – auch der Saidsche – zur Engführung von wissenschaftlicher und moralischer Kritik berechtigt ist. Dass ein Wissenschaftler seinen Gegenstand lieben und bewundern soll, wie Kohlhammer Said liest, muss nicht in pejorativer Absicht als ›Schrei nach Liebe‹ verstanden werden, sondern ist sicher ›der Sache‹ und des Erkenntnisgewinns dienlich. – Kohlhammer geht allerdings weiter in seiner Kritik, mit der er letztlich die gesamte sog. ›poststrukturalistische Schule‹ (v.a. in ihrem marxistischen Einschlag) trifft, wenn er den Saidschen und allg. poststrukturalistischen Erkenntnisgewinn in Sachen Wissenschaftskritik (den Zusammenhang von Diskursbeteiligung, abstrakter Wissensverwaltung, -institutionalisierung mit Macht und Herrschaft in nicht nur symbolischer, sondern auch räumlicher Eroberungsform) ›Banalitäten‹ schimpft. Nennt er diese Ergebnisse ›Evidenzen‹ sagte er dasselbe, gäbe dem Schluss aber eine positive Konnotation. – Wichtig erscheint mir allerdings der Vorwurf der ›Antiwissenschaftlichkeit‹, den Kohlhammer im zweiten Teil seiner Rezension gegen *Orientalism* erhebt, da beständig hinter den Kodes und Texten ›das Authentische‹ gesucht werde, das sich für immer entzieht. Zwar bin ich nicht sicher, ob der Vorwurf im ganzen Ausmaß gegen Said so gerechtfertigt ist, doch lässt sich nicht abstreiten, dass ›das Reale‹ für Said als Wissenschaftler sehr wichtig ist, auch wenn er sich mehrmals und deutlich (allerdings weniger in *Orientalism* als vielmehr in *Culture and Imperialism*) gegen vollkommen authentizitätsgläubige Wissenschaftsrichtungen, die aus dem sich emanzipierenden Ex-Orient und den Gender Studies herkommen, abgrenzt. Im Grunde schwächt sich der Vorwurf – mitsamt dem ›Banalitäts‹-Vorwurf – allein schon auf Grund des Veröffentlichungsdatums 1978 ab. Niemand sollte einem Wissenschaftler vorhalten, mit neuen Methoden zu arbeiten und in diesem Sinne *en vogue* zu sein; Erkenntnisgewinne hängen immer – auch eine Banalität – von Erkenntnisabsichten

Es ist schwierig, diesen Balanceakt zwischen wahrhaftigem, aufrechtem und politisch-missionarischem Humanismus<sup>10</sup> und der Unterworfenheit unter ein dichtes Zeichensystem, zwischen einem Realen und einem dies Reale regierenden Symbolischen zu beurteilen, zumal das Individuum die Welt nicht nur lesen, sondern auch umkodieren soll. Denkt Said hier in einer Kategorie eines uneinholbaren Aufschubs, einer *différance*, die bei ihm das Reale wäre, da es notwendig beim Umsymbolisieren anderen Symbolen und Texten Platz macht; oder orientiert er sich doch an einer eher klassischen ›Lesbarkeit der Welt‹ und ihrer ›Revolution‹? Wo liegt seine intellektuell-mentale Heimat, – im mediopassiven, ›saubohnenhaften‹, neo-buddhistisch-postmodernen oder im Aufklärer-Lager?

Said wird hier Schwierigkeiten bekommen, die nicht nur aus seiner Rhetorik herrühren, die den universellen Text in manchen Hinsichten vom Interpretationsinstrument zur Geisteshaltung re-metaphysiziert, ihn in anderen Hinsichten aber als das, was er wohl ist – eben als Erkenntnis-Instrument – zur Arbeit am kulturellen Text hernimmt und gebraucht.

### Dispositive der Macht: Orientalismus und Imperialismus in ihrer Verflechtung

Macht ist die treibende Kraft, die hinter der Arbeit des Diskurses steht, und sie ist auch ihr Effekt. So hat Foucault in der *Ordnung der Dinge* und in der *Archäologie des Wissens*<sup>11</sup> die Funktionsweise der diskursiven Formationen erklärt, ein Gedanke, der weniger an den Humanismus als vielmehr an psychologische oder biologische Theorien erinnert, dessen weitergehender Effekt allerdings durchaus in aktivem Humanismus liegen kann.

Diejenige Machtbestrebung mit wirklich großen und umfassenden Visionen nennt Said ›Imperialismus‹, zu verorten und ›verzeiten‹ ist sie im 18. und v.a. 19. Jahrhundert mit einem weltweiten Muster imperialer Kultur. Said nennt diesen Zeitraum das Zeitalter des Imperialismus vor dem Hintergrund historischer Realität; nach seinen eigenen Worten handelt es sich dabei um eine Beobachtung, die auch ohne dezidierte Quellenanalyse durch intellektuellen und historischen Konsens evident ist. Diese Evidenz-Erfahrung, die zwar nicht sinnliche, aber historisch-intellektuelle Gewissheit, lässt ihn annehmen, dass mit Recht von einem ›Feld‹ oder ›Zeitalter des Imperialismus‹ gesprochen werden kann, dessen Protagonisten Großbritannien und Frankreich mit der Einrichtung zahlreicher Überseekolonien sind. Dennoch transportiert dieses Konzept als Macht-diskursive Analyse der Macht selbst nicht nur eine historische Erklärung, das Bild eines imperialen Zeitalters, sondern auch dasjenige einer Konstante. Einer imperialen Konstante, aber auch einer anthropologischen Konstante.

Moreover, there are several empires that I do not discuss: the Austro-Hungarian, the Russian, the Ottoman, and the Spanish and Portuguese. These omissions, however, are not at all meant to suggest that Russia's domination of Central Asia and Eastern Europe, [...] have been either benign (and hence approved) or less imperialist. (C&I xxv)

Diese historische Unschärfe wird die Stärke des Begriffs ›Imperialismus‹ sein, zugleich kündigt sie aber erneut von eben jener Prämissen-Unschärfe. Das Konstante und Übertragbare am Dispositiv ›Imperialismus‹, die wechselseitige Bindung, die der Begriff an weitere unscharfe Begriffe wie ›Kultur‹ erhält, nähern ihn einerseits der genannten anthropologischen (sei es: kulturellen) Konstante an im Sinne der ›realen Gewissheit‹, andererseits dem semiotischen Feld des unendlichen Textes.

Dieser Text wird – denn auch die historisch-soziologische Komponente bleibt von Wichtigkeit – verändert, wenn nicht gar durchbrochen von einer weiteren – diesmal historischen *und* sinnlichen – Gewissheit: der Erfahrung des Widerstandes gegen imperialistische Machtstrukturen. Der Drang zum Realen bricht durch in dieser Erfahrung (›experience‹), die nur von Körpern gemacht werden können. Die Erfahrung des Imperialismus auf der einen, die des Widerstandes auf der anderen Seite spricht von leiblichen Menschen, die körperlich und geistig diszipliniert werden in einer Weise, in der sie nicht frei sind (und daher auch keine Subjekte, wenn auch: Individuen<sup>12</sup>).

Das Konkrete fügt dem ›Imperialismus‹ als Kennzeichen einer Zeit und eines Feldes der ›Orientalismus‹ hinzu, der tatsächlich an die Geschichte gebunden ist, und dies wiederum nicht in Form einer Gewissheit oder Evidenz, sondern als verstecktes Phänomen, in mancher Hinsicht als Begleiterscheinung des imperialistischen Zeitalters, in anderer – auch in begrifflicher – als einer seiner Konstituentien, wenn nicht gar *conditiones sine quibus non*.

ab, die 1978 anders als 2002 oder 1950 gelagert sind. – Cf. Siegfried Kohlhammer: Populistisch, antiwissenschaftlich, erfolgreich. Edward Saids »Orientalismus«. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken. H. 4, Jg. 56, April 2002, pp. 289-299. (Am Rande bemerkt lässt der Titel der Rezension anti-humanistisches Ressentiment erkennen: Wer Erfolg hat, kann nicht wissenschaftlich, sondern nur populistisch sein.)

11 Michel, Foucault: Die Ordnung der Dinge: eine Archäologie der Humanwissenschaften. Aus d. Frz. v. Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997; Ders.: Archäologie des Wissens. Übers. v. Ulrich Köppen. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1997.

12 Zur Subjektkonstitution in der Dekolonialisierungsphase cf. Venn, Couze: Narrating the Postcolonial. In: Featherstone, Mike/ Lash, Scott (Hg.): Spaces of Culture. City, Nation, World. London, Thousand Oaks, New Delhi: SAGE 1999, pp. 257-281, insbes. p. 269ff.

Der Orientalismus war im 19. Jahrhundert allgegenwärtig und hatte weite Teile der Bevölkerung, v.a. Forscher und Schriftsteller, regelrecht enthusiastisiert. Seine Entstehungs- und Funktions- bzw. Übertragungsmechanismen von einer Epoche in eine andere stehen zur Debatte und erlauben die diskursive Beschreibung des imperialistischen Feldes sowie dessen historische Verortung als einer orientalistisch-imperialistischen Kultur.

»Kultur« wird zweifach bestimmt und durch eine dritte, allgemein gültige Ergänzung festgelegt. Zunächst fällt sie als Zusammensetzung von Praktiken, die Kunst der Beschreibung, Kommunikation und Repräsentation betreffend, in den Bereich der konstruierten und institutionalisierten Gebilde. Diese Beschreibungs-, Kommunikations- und Repräsentationspraktiken haben ihren Bestand in relativer Unabhängigkeit von ökonomischen, sozialen und politischen Belangen und manifestieren sich vor allem in ästhetischen, auf Lust und Gefallen ausgerichteten Formen, was den kommonsensual akzeptierten Zweck der Künste ausmacht. Dieser wird, in der Vervollständigung des Feldes »Kultur« um populäre Meinungen – im Falle des Orientalismus über entfernte Weltteile, und spezialisierte, institutionalisierte Wissensbereiche – erweitert, die erlernt und erworben werden können. Dadurch erhält Kultur eine soziale und politische Färbung, die i.A. verschwiegen wird. (C&I xii)

Diese Färbung gestaltet sich zu Macht in der zweiten Bestimmung von Kultur als agonal strukturiertem Identitätsfundus im Wettbewerb nationaler Kulturen und ihres jeweiligen kulturellen, ästhetischen Kanons, dem immer Werte und Moral(en) eingeschrieben sind. (C&I xiiif.) Der harmlose Aspekt von »Wettbewerb«, der durchaus gleichwertige Partner im Kräfte bildenden Spiel erlaubt, trägt von Beginn Machtstrukturen in sich. Kanonbildung basiert auf Ein- und Ausschlussverfahren, die so angelegt sind, dass neben eines Mainstreams an anerkannten Praktiken und Künsten zusätzlich die dargebotenen Moralen und Werte als möglichst einheitlicher Werte-Kanon präsentiert werden. Rigorose Macht entfaltet sich im kulturellen Feld vollends, wenn diese ihre Verbindung mit dem imperialistischen Feld eingeht.

Der umfassende agonale Aspekt bedingt gemeinsam mit der Historizität, der alle Konstrukte unterliegen, dass Kultur in jedem Fall *hybride* und zusammengesetzt (C&I 15f., 29) und auf keiner historischen Stufe rein ist: Durch die agonalen Ein- und Ausschlussverfahren gibt es immer »Überschneidungsflächen« und Räume der Begegnung und des Kontaktes, so dass zu jeder Zeit fremde Bestandteile, die aufgenommen, und solche, die an den Rand oder über ihn hinaus gedrängt werden, eine (National-)Kultur affizieren. Die Vorstellung von reinen Kulturen ist entweder eine bloße Vorstellung oder eine nachträgliche und ideologische Bildung, die als interpretatives Ausschlussverfahren funktioniert, um »minderwertige« und unliebsame Bestandteile der jeweiligen Kultur zu dämpfen, bzw. vergessen zu machen. So wurden z.B. die semitischen Anteile an der antiken griechischen Kultur oder die europäischen Anteile an der afrikanischen Kultur in der Relektüre abgestritten und ausgeschlossen. (C&I xix)

In ihren Erscheinungsformen und in der Rückbindung an Nationen spiegelt Kultur die historischen Meinungen und Ereignisse wieder. In der Eigenschaft der Hybridität verliert sie ein weiteres Mal ihren rein ästhetischen oder formalen Charakter, wie er in Europa seit Kant institutionalisiert worden ist (C&I 69). Als Analyse-Aufgabe ergibt sich daher für Said, der Hybridität gerecht zu werden, indem Dokumente und Kanones der Kultur in ihren imperialistischen, kolonialistischen, orientalistischen Kontext wieder eingebettet und historisch rekonkretisiert werden, was nicht bedeutet, dass die kreativen und »genialischen« Anteile an den einzelnen Kunstwerken geschmälert würden. (cf. O 12; 22f.) Diese Aufgabe bewegt sich wiederum in zwei unterschiedlichen Feldern, denn die historische Rekonkretisierung hat durchaus keinen Eigenwert, sondern steht in engstem Zusammenhang mit der Rekontextualisierung, oder Neukontextualisierung, die nicht nur aus der synchronen Lektüre unterschiedlichster Textsorten, sondern eben sowohl im Freilegen der ideologischen Schichten des jeweiligen Kunstwerkes bzw. des jeweiligen Bestandteiles eines kulturellen Kanons besteht. Die historische Rückverortung und Spezifizierung nimmt den Eindruck der Zeitlosigkeit und ewigen Gültigkeit eines Kunstwerks, indem es auf seine exakte Entstehungszeit und seine genauen Entstehungsbedingungen rekurriert, doch stehen diese Verfahren in einem ideologiekritischen und dekonstruktiven Dienste.

Said bewegt sich mit diesen Definitionen und Aufgabenstellungen im engen Rahmen der Diskursanalyse, und es hat den Anschein, als ob er auch mit dem erweiterten Textbegriff arbeiten würde, ja müsste, wenn er von so großen symbolischen Feldern wie demjenigen der »Kultur« ausgeht. Das tut er jedoch nicht, denn er schränkt in der Folge die kulturellen Praktiken, die narra-



13 In diesem Rahmen scheinen mir die Begriffe »agonal« und »hegemonial« in der Tat denselben Sachverhalt zu bezeichnen. Zur Theorie von Hegemonialkulturen cf. Warren, Stacy: »This Heaven gives me Migraines«. *The Problems and Promise of Landscapes of Leisure*. In: Duncan, James/ Ley, David (Hg.): *Place/Culture/Representation*. London, New York: Routledge 1993, pp. 173-186, hier pp. 175-178.

14 Shapiro beschäftigt sich mit Mythen und Kartografien der Eroberung, legt allerdings im Sinne hist. und biogr. Genauigkeit großen Wert auf den verdrängten Aspekt der Kooperation zwischen Indigenen und »Eroberern«. Cf. Shapiro, Michael J.: *Triumphalist Geographies*. In: Featherstone/ Lash 1999, pp. 159-174.

tive Verfasstheit von »Kultur« und ihre Repräsentationsformen auf klassische Kunstwerke (v.a. Architektur) und i.e.S. narrative Künste ein, unter denen ihm neben der wissenschaftlichen Literatur, der er sich v.a. in *Orientalism* zuwendet, der Roman eine hervorragende Stellung einnimmt.

»Imperialismus« als historisch durch den »Orientalismus« konkretisiertes Phänomen bringt in seiner Folge den »Kolonialismus« als militärische, verwaltungstechnische und ökonomische Realisierung des orientalistischen Imperialismus<sup>7</sup> hervor (cf. C&I 8). Zunächst allerdings ist – gleich wie »Kultur« – der Imperialismus eine Praxis, genauer eine Praxis der kulturellen Vorherrschaft eines metropolitanen Zentrums, die über weit entfernte und breite Territorien ausgeübt wird. Diese Praxis ist unlösbar mit Theorien und Meinungen des Zentrums verbunden, die einerseits aus dem kulturellen Feld herkommen, andererseits es in der Rückwirkung wieder beeinflussen und bestärken. Doch auch in diesem Fall begnügt sich Said nicht mit konstanten Gesetzen mehr oder weniger autonomer Systeme, die sich selbst aufrecht erhalten, sondern hebt auf den Aspekt der Macht ab, der als Macht-Politik spezifiziert wird und wiederum ins Reale, ins Erfahrbare hinüberreicht: Imperialismus bezeichnet gleichermaßen einen Prozess und eine (geplante, teleologisch strukturierte, von Menschen ausgeübte) Politik, ein Reich als Macht-Imperium gleich welcher Art und Herkunft entweder zu errichten oder aufrecht zu erhalten. Als Stütze und Existenz-Bedingung ruht diese individuell geplante und ausgeführte Politik, die den systemischen Prozess in Gang setzt und das diskursive Feld begründet, auf hegemonialen (= agonalen) Kulturen<sup>13</sup>, so dauerhaft, dass Reste davon noch heute gefeiert werden.

Die Wichtigkeit des Realen als des körperlich Erfahrbaren verdeutlicht sich v.a. in der imperialistischen Folgeerscheinung, dem »Kolonialismus«, der in erster Linie aus dem imaginären Feld kulturell-hegemonialer Praktiken des Imperialismus und Orientalismus, den Schritt in dieses Reale als Inbesitznahme und Besiedelung entfernter Gebiete tut (»At some very basic level, imperialism means thinking about, settling on, controlling land that you do not possess, that is distant, that is lived on and owned by others«. C&I 5)<sup>14</sup>. Diese Bestimmung, dieser Schritt ist bereits beim »Imperialismus« impliziert, doch bewegen sich die imperialistischen politischen Strategien v.a. auf kulturellen Wissensgebieten, im Rahmen der Meinungsbildung, die durch Universitäten, Akademien, Künste und Journalistik vorgenommen werden. Dies könnte der Grund sein, warum imperialistische Kulturen dauerhafter memoriert und gefeiert/gefürchtet werden, als kolonialistische. Der Moment der lebensweltlich-politischen Realisierung des imperialistischen Feldes scheint mir der konkrete, historisch genau zu rahmende Kolonialismus zu sein, der sich noch im Nachhinein durch unendliche Verlängerungsstrategien kolonialistischer Verhältnisse aufrecht erhält, indem die gegenseitigen Abhängigkeit und der ungleiche Tausch von wirtschaftlichem Export gegen »humanitären« zwischen ehemaligen Kolonie»partnern« nach deren politischen Unabhängigkeit wieder in den Imperialismus zurückführt; der aber andererseits auch in die noch zu erörternde Phase des »Dekolonialismus« übergehen kann.

Weder Imperialismus noch Kolonialismus sind einfache Inbesitznahmen, sondern komplexe Prozesse, die von nachhaltigen ideologischen Formationen der Art, dass manche Gebiete und Völker beherrscht werden wollen/ sollen/ müssen, und von mit Herrschaft verknüpften Wissensformen unterstützt und gelenkt werden. (C&I 8) Als Problem scheint auf, dass trotz anfänglicher Unterscheidung die Begriffe »Imperialismus« und »Kolonialismus« im Verlauf wieder ineinander übergehen, sie in ihrer »Zuständigkeit« erweichen. Den Zustand der kolonialistischen Verlängerungsstrategien würde ich lieber mit »Imperialismus« bezeichnen, dem er in seiner Funktionsweise, die v.a. mit Medien der Wissens- und Meinungsbildung unterstützt wird, eher ähnelt. Ich kann und will allerdings auch nicht leugnen, dass diese durch (repressive) wirtschaftliche und politische Medien in ihrer Art der Machtausübung nachhaltig ergänzt werden. Ihr Zugriff auf die Körper der ehemals Kolonialiserten erfolgt direkter, als der von Wissensmedien vermittelte, so dass sich möglicherweise eine Differenzierung einzelner Teilphänomene des Gesamtkomplexes hinsichtlich ihres jeweiligen Zugriffs auf die Körper anbietet, um imperialistische und kolonialistische Aspekte zu unterscheiden (wenn man bei dieser Kategorisierung bleibt, dass »Imperialismus« imaginär/diskursiv, »Kolonialismus« hingegen disziplinierend/*transcendental* [in Richtung auf das »Reale«] einzugrenzen ist).



15 Die strenge Argumentation innerhalb der ›Drei-Naturen-Lehre‹ stammt nicht von Said, sondern von Smith; Said bildet sie um – cf. Schritt 3 –, ohne dass er die Terminologie beibehielte.

Für die Arbeit mit *binneneuropäischer ›Kolonisierung‹*, wie sie in der Projektarbeit geleistet werden soll, trifft, wie Said selbst betont, Begriff und Funktion des Übersee-Kolonialismus nicht zu, so dass sich empfiehlt, in möglichst strenger Unterscheidung zwischen ideologischen und direkten politisch-ökonomischen Besetzungs- und Vereinnahmungshandlungen mit dem Begriff ›Imperialismus‹ bzw. ›Binnenkolonialismus‹ oder ›innere Kolonisierung‹ zu arbeiten. Said selbst weist den länger dauernden Prozess und *status quo* dieses innereuropäischen Phänomens dem Imperialismus zu, wählt allerdings nichtsdestotrotz als Beispiel der Dekolonialisierung Irland (cf. C&I: *Yeats and Decolonization*, 265-287).

Der ›Orientalismus‹, das letzte zu bestimmende Feld, weist die gegenteilige Richtung zum Kolonialismus auf, denn er wird definiert als die *Übertragung geopolitischen Bewusstseins* (O 12) in ästhetische, ökonomische, soziologische, historische und philologische Texte. In diesem Sinne betrifft er die Ausarbeitung geografischer Unterscheidungen zwischen ›bekannt‹ und ›unbekannt‹ und einer Serie von Interessen (wissenschaftl. Entdeckung/Forschung, philologische Rekonstruktion, psychologische Analyse, Landschafts- und Gesellschaftsbeschreibung). ›Orientalismus‹ ist insofern als ein gewisser Wille zu kontrollieren, zu manipulieren und eine alternative und neue Welt zu inkorporieren, zu verstehen. Im Falle des ›Orientalismus‹ geht seiner Diskursformation also ein konkreter Machtbezug zum ›Realen‹ voraus, das Wissen um eine *terra cognita* und eine *terra incognita*, das von Neugierde und dem Wunsch nach Verfügungsgewalt begleitet wird, so dass die Neugier in kommunikative, repräsentative und ästhetische Praktiken umgesetzt werden kann. Gewissermaßen findet die Eroberung der *terra incognita* zuerst im Kopf, in der Fantasie und in gelehrten Schriften statt, bevor sie, imperialistisch gefördert und kolonialistisch realisiert wird. Das im Fokus stehende ›Reale‹ der unbekannt Welt samt ihren Einwohnern wird dementsprechend zweifach verändert: durch die imaginäre Kartografierung, die der ›Orientalismus‹ vornimmt, und durch die Inbesitznahme des kolonialistischen Projektes mit all ihren gesellschafts- und wirtschaftspolitischen Folgen. Das nachkolonialistische Fremde als realer und als imaginärer Raum ist nach dieser Geschichte nicht mehr dasselbe, dem sich das ›geopolitische Bewusstsein‹ des Orientalisten zugewandt hatte.

In dieser Verflechtung mit imperialistischen und kolonialistischen Praktiken stellt der ›Orientalismus‹ einen Diskurs dar, der in inegalem Austausch mit verschiedenen Machtformen (politischen, intellektuellen, kulturellen, moralischen) steht. Dabei handelt es sich nicht nur um einen Zwang des Diskurses, der aus sich selbst heraus Machtgefälle produzierte und die in ihn eingebundenen Individuen gegen ihren (hervorragenden, unpolitischen, guten, korrekten) Willen einschloß, sondern der Ausgangspunkt des ›Orientalismus‹, das ›geopolitische Bewusstsein‹ des Orientalisten, produziert erst den Diskurszwang, der somit ein freiwilliger ist. Der ›Orientalismus‹ ist Teil des agonal/hegemonialen Kultursystems und parallel zu ihm denselben Funktionsmechanismen unterworfen; er ist nach Said, keine positive Wissenschaft, sondern muss als Set von Beschränkungen und Grenzziehungen hinsichtlich dessen, was gedacht und gemeint werden darf, begriffen werden (O Zitat 42, ansonsten 22f. et al.).

›Orientalismus‹ ist damit als eine imperialistische Kulturform zu verstehen, die von Europäern für Europäer über Nicht-Europäer festgeschrieben wird. In einem zweiten Schritt wird dieses europäische Bild- und Beschreibungsarchiv des Orients auf die entsprechenden Nicht-Europäer (sog. ›subject-races‹) zum Zweck der Beherrschung übertragen, wodurch im historischen Verlauf eine *Drei-Naturen-Formation* erkennbar wird, ein Prozess, den Said in seinem zweiten Schritt ›Orientalisierung des Orients‹ (cf. v.a. O 49ff.; 69) nennt:

- Erste Natur:* die jeweils eigene der ›subject-race‹ vor der imperialen Besetzung.
- Zweite Natur:* durch Imperialismus und evtl. Kolonialismus umgearbeitete und umkodierte Natur.
- Dritte Natur:* im Dekolonialisierungsvorgang zu erarbeitende, nicht ursprüngliche und nicht-prähistorische, sondern von dem Geflecht aus erster und zweiter Natur abzuleitende Natur. (C&I 272ff.)<sup>15</sup>

16 Diesen Begriff verdanke ich Marc Ries und seinem engagierten Habilitationprojekt über ›Geoästhetik‹, dem ich an dieser Stelle für Unterstützung und hilfreiche Kritik danken möchte.

17 Mit diesem Gebrauch aggressiver Metaphoriken schließt Said sich nach Cosgrove und Domosh dem inzwischen abgelösten Sprachgebrauch der männlich kodierten Geografie an. Cf. Cosgrove, Denis/ Domosh, Mona: Author and Authority. Writing the New Cultural Geography. In: Duncan/ Ley 1993, pp. 25-38, hier p. 30.

18 Ibid., p. 31.

19 Nach der Def. der »post-colonial theory« durch Ashcroft, Griffiths und Tiffin, ist sie von ›Betroffenen‹ abhängig: »Once colonised peoples had cause to reflect on and express the tension which ensued from this problematic and contested, but eventually vibrant and powerful mixture of imperial language and local experience, post-colonial ›theory‹ came into being.« Cf. Ashcroft/ Griffiths/ Tiffin '1999, p. 1. – Das Problem der Abhängigkeit einer postkolonialen Theorie i.S. einer dekolonialisierenden Theorie von der Zugehörigkeit zu ehemals kolonialisierten Ethnien begegnet auch bei Said wieder im Konzept der ›Liminalität‹. Als Wissensformation und Analyse- bzw. Schreibmethode können Post/Colonial Studies jedoch nicht auf diese Ethnien beschränkt bleiben und werden in der Tat auch von Angehörigen ehemaliger Kolonialmächte angewandt und institutionell vermittelt. Das Problem der ethnischen Zugehörigkeit einer Methode ist – so absurd es scheinen mag – keine Lappalie. Neben dem eher banal-bornierten Aspekt der Moralität i.S. einer *political correctness* zeichnen die Post/Colonial Studies einen Diskursformation, die wesentlich von der Unterdrückungserfahrung in vielfacher Hinsicht abhängig ist. Diese Formation ist von Authentizität und Körpererfahrung gezeichnet, die nicht in jedem Fall/jeder Analogie auf Ethnien, Klassen, Gruppen übertragbar ist, die solche Erfahrungen nicht, bzw. andere, wenn auch ähnliche Formen der Erfahrung gemacht haben. Insofern erweist sich die Abkehr vom europäischen ›Logoentrismus‹, der u.a. in den Post/Colonial Studies vollzogen wird, zugleich als seine Stärke und als seine Schwäche i.S. einer schlecht verallgemeinerbaren Besonderung.

20 Ibid., p. 36.

21 Anderson, Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts. Aus d. Engl. v. Benedikt Burkard u. Christoph Münz. Berlin: Ullstein 1998.

## Reterritorialisierung, Exterritorialität und die Prädomination des Raumes

Das ›geoästhetische‹<sup>16</sup> Bewusstsein, das die primäre diskursive Formation des ›Orientalismus‹ ausmacht, bestimmt auch den sozusagen ›sekundären Orientalismus‹ als Orientalismus-Kritik Saids. Mir scheint nicht nur durch die spezielle Form einer »Archäologie des Wissens« die Raummetapher für Saids Schreiben vorgegeben zu sein, der sich weniger um Strata und Verschüttungen kümmert, sondern in geografisch-geopolitischem Sinne Kartografierungen vornimmt.

[...] we must [...] set the art in the global earthly context. Territory and possessions are at stake, geography and power. Everything about human history is rooted in the earth, which has meant that we must think about habitation, but it has also meant that people have planned to *have* more territory and therefore must do something about its indigenous residents. At some very basic level, imperialism means thinking about, settling on, controlling land that you do not possess, that is distant, that is lived on and owned by others. (C&I 5)

Der Anstoß, eine Wissenskarte zu erstellen, kommt aus dem Realen. In seiner Konkretetheit als ›weißer Fleck(en)‹ der *terra incognita* auf dem Globus oder der Landkarte ist dieser Anstoß wichtiger, als die metaphorisch gebrauchte Rede von Raum, Territorium und Imperium. Saids extensiver Gebrauch »Raum greifender« Ausdrücke und Worte zeichnet im Gegenteil jenseits einer nur metaphorischen Rede<sup>17</sup> die historische Expansion nach und verweist derart beständig auf den unüberwindbaren Bezug zum Realen. In dieser Nachzeichnung historischer Eroberungen und Raumnahmen, in dieser Redeweise liegt allerdings auch die Gefahr der Wiederholung und Bestätigung bzw. Essenzialisierung der Zusammenhänge von Wille und Handlung begründet:

[M]etaphors do more than serve as heuristic devices that disappear as soon as the new theory they were used to elucidate becomes accepted: they are instrumental to knowledge creation and in fact may become the theory or idea they are intended to explain. [...] And metaphors are not randomly chosen. They reflect the struggle for dominance via social and cultural norms; they actively shape a world-view.<sup>18</sup>

Dieser Passus wird von Cosgrove und Domosh in kritischer Absicht gegen die aggressive Metaphorik in der Geografie ins Felde geführt. Sie kann aber auch »gegen« Said verwendet werden: In positiver Hinsicht zeigt sein Sprachgebrauch das hohe Bewusstsein um den Zusammenhang von Eroberungswille und -tat, wie er sich mehr oder weniger verdeckt in unterschiedlichsten Textsorten niederschlägt, und seine subjektive Involviertheit/Betroffenheit in diese Zusammenhänge als Angehöriger<sup>19</sup> einer *subject-race*; in negativer Hinsicht die Erhebung zu einer Konstante und die Fortschreibung eines aggressiven Systems von Imperialismus und Eroberung, indem das Eroberungsvokabular von den Text-Objekten in den eigenen Text und Sprachgebrauch hinüber wandert.

We somehow must let our readers know that what we are creating are themselves cultural, gendered and political products, that our writing is as much about ourselves and our conditions as it is about some purported geographic reality, and that our methodologies and techniques are not ways of establishing ground truth but rather are conventions devised to make our meanings intelligible. We are obliged to share authority with both subject and reader, but equally cannot evade the authority of authorship.<sup>20</sup>

Wie stark ein solcher »Vorwurf« zu veranschlagen wäre, hängt vom jeweiligen Anspruch an die Selbstreflexivität eines Textes ab. Ohne Zweifel aber liegt Saids Intention in der Nachzeichnung metaphorisch-systemischer Zusammenhänge zwischen ›Realem‹ und Texten. Um den Zusammenhang zwischen fiktiver, narrativer und historischer Expansion und Besiedelung herzustellen, führt er die ›imagined geography‹ gleichsam als Ergänzung zu den *imagined communities* (Anderson<sup>21</sup>) ein:

For there is no doubt that imaginative geography and history help the mind to intensify its own sense of itself by dramatizing the distance and difference between what is close to it and what is far away. This is no less true of the feelings we often have that we would have been more »at home« in the sixteenth century or in Tahiti.

[...] all we know about time and space, or rather history and geography, is more than anything else imaginative. There are such things as positive history and positive

22 Cf. die sog. »komparativen Tropen« nach James Duncan, »as they reverse the terms of time and space in which we normally locate ourselves in the world. This real world of geographical difference and temporal co-presence is transformed through these tropes into a world in which different places share fundamental characteristics and potentialities but are separated by occupying different temporal locations. A journey in space is a journey in time; »a foreign country is the past«, to reverse the title of a recent book by David Lowenthal (1985).« Duncan, James: Sites of Representation. Place, Time and the Discourse of the Other. In: Ders./ Ley 1993, pp. 39-56, hier p. 40.

geography which in Europe and the United States have impressive achievements to point to. Scholars now do know more about the world, its past and present, than they did [...]. (O 55)

Yet most cultural historians, and certainly all literary scholars, have failed to remark the geographical notation, the theoretical mapping and charting of territory that underlies Western fiction, historical writing, and philosophical discourse of the time. There is first the authority of the European observer – traveller, merchant, scholar, historian, novelist. Then there is the hierarchy of spaces by which the metropolitan centre and, gradually, the metropolitan economy are seen as dependent upon an overseas system of territorial control, economic exploitation, and a socio-cultural vision; without these stability and prosperity at home – »home« being a word with extremely potent resonances – would not be possible. (C&I 69)

Dieser Kampf um die Geografie betrifft nicht nur Militärs, sondern in der Übertragung auch Ideen, Formen, Bilder und Fantasmen, die entsprechende weiße Flecken in der Vorstellung besetzen und besiedeln. »Imagined geography« meint die Extrahierung eines geografischen Gebietes, das linguistisch, historisch, philologisch etc. abgesteckt und mit Bildern und Typologien angefüllt wird (O 54ff.). Dabei wird die strenge Abteilung von »unserem Land«, dem bekannten, vom »barbarischen Land«, dem unbekanntem, vollzogen. »Imaginäre Geografie« bedeutet auch, eine theoretische Landkarte zu erstellen und Gebiete zu kartografieren, die westlicher Vorstellung und Dichtung wie der Geschichtsschreibung, historischen Erzählung und dem philosophischen Diskurs unterliegen. Die Scheidung zwischen Vertrautem und Nicht-Vertrautem schafft Distanzen und Differenzen, die immer unüberbrückbarer werden. Sie dient der Identitätsbildung, da eigenartiger Weise nur über Bilder des Fremden das Eigene definiert wird. Diese Form der Identitätsbildung bedingt nicht nur die grundlegende Annahme, dass menschliches Denken genuin in Oppositionspaaren und Differenzbildungen vor sich geht, sondern rührt bei Said, wie im obigen Zitat deutlich erhellt, aus dem Ernst, den er dem realen Raum und dem realen Territorium entgegenbringt. Das Primat der Wahrnehmung, entstanden aus der Beobachtung, dass es unbekannte Gebiete gibt, beeinflusst die kategoriale Aufteilung in »bekannt-unbekannt« genauso sehr wie das möglicherweise essenzialistische Differenzdenken, das vorgibt, dass ein Ande-res nicht so sein kann, wie das Eigene und umgekehrt.

Die in der »imaginären Geografie« hergestellte Hierarchie der Räume wird im Kolonialismus ins Reale transportiert: Die europäische Herrschaftsmetropole kontrolliert die Überseegebiete, sie ist in ihrer Stabilität und Identität von deren Stabilität und Ergiebigkeit abhängig. Die Metropole erhält ihre Autorität in beträchtlichem Ausmaß aus der kulturellen und ideologischen Abwertung, die sie aus dem orientalistischen Diskurs und seiner Symbolisierungs-Vorherrschaft gewinnt, und aus der realen Ausbeutung der Peripherien bzw. kolonialer Besitztümer: Der Native als Nicht-Europäer und »subject-race« wird als sekundär in rassischer, kultureller und in der Folge auch ontologischer Hinsicht betrachtet. Diese Sekundarität ist essenziell für die Priorität der Europäer, die so ihrerseits kulturell und ontologisch berechtigt sind, die Arbeit der Nativen zu ihren Gunsten zu erzwingen, die ihrerseits mit Zivilisations»arbeit« (Europa als Kulturbringer) abgegolten wird.

Zu ergänzen bliebe die *imagined geography* noch durch eine *imagined history*, da das Wissensgebiet und die aus ihm geschaffenen Wissensfiguren in eklatantem Maße von Ungleichzeitigkeit geprägt sind. Einzelne Figuren repräsentieren das Ganze: »Orient« steht für den gesamten Osten, und ein kulturelles Repertoire aus frühen Texten der Antike, des MA und der Renaissance bevölkert die Bühne dieses Orients: die Sphinx, Cleopatra, der Garten Eden, Troja, Sodom und Gomorrha, Isis und Osiris, Babylon u.Ä. (cf. O 63) Alle diese Settings sind halb-bewusst und halb-gewusst. In diesem Sinne kann die Theater-Metaphorik für die orientalistischen Tableaus und Enzyklopädien angewendet werden (O 71f.). In diesen Bereich der *imagined history*<sup>22</sup> könnte auch das Bild der selbstlosen Revitalisierung und Restaurierung (cf. v.a. O 172f.) des Orients durch den Orientalismus fallen, herrührend aus längst vergangener und mit gegenwärtiger Depravierung kontrastierender Größe des Orients:

To restore a region from its present barbarism to its former classical greatness; to instruct (for its own benefit) the Orient in the ways of the modern West[.] (O 86)



23 Zu einer kritischen Würdigung von Saids Orientalismus-Analyse nach den Regeln der Diskursanalyse sowie dem Versuch einer weitergehenden Historisierung kolonialistischer Diskurse cf. Slemon, Stephen: The Scramble for Post-colonialism. In: Ashcroft/ Griffith/ Tiffin \*1999, pp. 45-52.

24 Cf. Duncan 1993, p. 44.

25 Cf. die einschlägigen Kapitel in der *Phänomenologie des Geistes*, der *Ästhetik* und der *Religionsphilosophie*. Die Ent-Exotisierungsphase, die Indien durch die Entdeckung der »indoeuropäischen Sprachengemeinschaft« erfuhr und die dieses Land als heuristisches *tool* in die eigene Kultur mit einbezog, wird gerade bei Hegel als das Eigene im Fremden nach der Oppositionierungsmethode des »zwar-aber« bzw. des Aberranten gekennzeichnet. Zudem tritt das von Said und Duncan beobachtete Phänomen der Verzeitlichung des Raumes ein, indem dieses in Frage stehende Indien immer das längst vergangene Indien des Altertums ist. Cf.:

Hegel, Georg Wilhelm: Werke in zwanzig Bänden. Bd. 13: Vorlesungen über die Ästhetik I. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1970 (Theorie Werkausg. Suhrkamp Verl.), pp. 430-448; Ders.: *Phänomenologie des Geistes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp \*1981, insbes. pp. 507ff.; Ders.: *Vorlesungen über die Philosophie der Religion*. Teil 1: Einleitung in die Philosophie der Religion. Der Begriff der Religion. Hg. v. Walter Jaeschke. Hamburg: Meiner 1993 (Philos. Bibl. 359); Ders.: *Vorlesungen über die Philosophie der Religion*. Teil 2: Die bestimmte Religion. Hg. v. Walter Jaeschke. Hamburg: Meiner 1994 (Philos. Bibl. 460), insbes. p. 139ff. u. pp. 475-504; Ders.: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Mit einer Einf. v. Theodor Litt. Stuttgart: Reclam 1961, p. 115: »auffallend ist es jedem, der mit den Schätzen der indischen Literatur bekannt zu werden anfängt, daß dieses an geistigen, und zwar in das Tiefste gehenden Produktionen so reiche Land keine Geschichte hat«, was offensichtlich daran liegt, dass »auch ein Volk« Bildungsstufen durchläuft, »bis zu der Stufe, welche die allgemeine Stufe seines Geistes ist.« (Ibid., p. 136). Diese sei bei den Indern niedrig anzusetzen.

26 Cf. bspw. de Sousa Santos, Boaventura: Towards a Multicultural Conception of Human Rights. In: Featherstone/ Lash 1999, pp. 214-229.

## ›Orientalisierung des Orients‹

Das System ›Orientalismus‹ besitzt wie jede an das institutionalisierte Diskursvorrecht geknüpfte Wissensformation moralische und epistemologische Kraft und repräsentiert das abendländische Wissen vom Orient.<sup>23</sup> Aus diesem Wissensarchiv entsteht ein dreifacher Zwang: auf den Orient, auf den Orientalisten und auf den Konsumenten des ›Orientalismus‹. Der Orient wird als ein ganz bestimmtes Raum-Zeit-Gebilde durch zwar widersprüchliche, doch ideologisch stabile Prädikationen festgeschrieben; der Orientalist, der nicht nur mit Monumenten der Objekt-Kultur – oder *subject-culture* in Analogie zur *subject-race* –, sondern v.a. mit Texten von Vorgängern zu tun hat, zitiert diese Prädikationen, und von hier gelangen sie über Wege der populären Öffentlichkeit (Museen, Zeitung, Fotografie, Reden, Vorträge etc.) zu unterschiedlichen Konsumenten, die mehr oder weniger verdeckt eine exakte Anleitung zur ›Lektüre des Orients‹ geliefert bekommen. Als Effekt setzt sich die orientalistische Meinung vom Orient als dem *wahren Orient* durch (O 67), und er wird so zum Erkenntnis-Raum von Spezialisten und ihren Siedlungen bzw. Siedlern – Schriftstellern, Reisenden, Lesern, Journalisten etc. Auch hierfür greift die Raumsprache: Der Orient ist die »Provinz« (O 67; 66-68; 86-92) des Orientalisten, die er – um im Bild der römischen Ämter-Ehrungen zu bleiben – ehrenhalber nach verdienstvoller politischer Öffentlichkeitsarbeit verliehen bekommt.

Der orientalistische Orient, geprägt durch die ›imaginäre Geografie‹ abendländisch-orientalistischen Wissens und Meinens bringt zahlreiche Typologien und *imagines* hervor, wobei zwei Strategien auszumachen sind: Wird der Orient als neu, erschreckend und das vollkommen Andere wahrgenommen, entstehen Bilder, die dem Eigenverständnis diametral entgegengesetzt sind, und der Native mit seiner Kultur wird als irrational, zivilisationsunfähig, verschlagen, lügenhaft, unter- oder gar nicht-menschlich dargestellt.<sup>24</sup> Wird der Orient über Analogiebildungen bewohnbar gemacht, herrscht das Bild des vom essenzialisierten Eigenen *Aberranten* vor (O 38f., 48, 57, 119 et al.): Die native Kultur und ihre individuellen Träger werden als wenig vernunftbegabt, umständlich, faul, unselbständig etc. klassifiziert (O 59) (cf. auch Hegel<sup>25</sup>).

Im Grunde sind dies zwei aufeinander folgende Strategien im imperialistischen Prozess, die das Eigenbild des Zivilisationsbringers, Befreiers, Aufklärers, Demokratisierers und späteren Fürsprechers, Richters, Erziehers und Ratgebers stützen (O 100 et al.). Was sich in der postkolonialen Phase immer noch nicht verliert, sind die Denk- und Meinungsmuster der Devianz. Der territoriale Verlust ändert offenbar auf Seiten der ehemaligen Kolonialisten nicht die imaginäre Geografie: Said legt mit seinen Untersuchungen nahe, dass der Kolonialismus sich im Grunde in einen subtilen Imperialismus zurück verwandelt. Es handelt sich hierbei um die sog. Verlängerungsstrategien des Kolonialismus, die auf ökonomischer Basis das nun – u.U. wieder – verwaltungstechnisch selbständige Land in Abhängigkeit vom europäischen/amerikanischen Markt halten, die v.a. aber auf juridisch-moralischer Basis ihren kulturellen Hegemonialanspruch halten.<sup>26</sup> Die Rolle des Ratgebers und juridischen Rezensenten und Zensors entfaltet ihre Wirkungskraft nur innerhalb einer nicht wesentlich erschütterten imaginären Geografie, die von der Vorstellung des aberranten Fremden entworfen wurde. Weiterhin bleibt der Fremde auf einem minderen kulturellen und moralischen Status, auf einer Art von ›Kindheitsstufe‹, der von der zwar freundlichen, aber gleichwohl »festen Hand« der überlegenen westlichen Kultur auf eine der eigenen nahe Stufe hinauf geführt werden muss.

## Die Erzählbarkeit der Welt: Narrationen und Narrative

Said legt großen Wert auf Narrative und individuelle Erzählungen. Mittels narrativer Strukturen geben Forscher und Literaten ihre Ansichten über fremde Regionen wieder; in der Form von Narrativen äußert sich die Macht von Kulturen: Die Möglichkeit zu erzählen macht die Macht einer Kultur und die Wirkungskraft des Imperialismus aus. Erzählungen verknüpfen ›bloße‹ Kultur mit Imperialismus.

My principal methodological devices for studying authority here are what can be called *strategic location*, which is a way of describing the author's position in a text with regard to the Oriental material he writes about, and *strategic formation*, which is a way of analyzing the relationship between texts and the way in which groups of texts, types of texts, even textual genres, acquire mass, density, and referential power among themselves and thereafter in the culture at large. I use the notion of strategy simply to identify

27 JanMohamed, Abdul R.: The Economy of Manichean Allegory. In: Ashcroft/ Griffith/ Tiffin 41999, pp. 18-28, hier p. 19.

28 Es sei gestattet anzumerken, dass mir diese zwar landläufige, nichtsdestotrotz aber oberflächliche und abwertende Bezeichnung der »wahren katholischen Kirche« und ihrer Würdenträger gegenüber einer heterogenen Menge an aberranten Formen des christlichen Glaubens im Rahmen der Post/Colonial Studies zweifelhaft bis missglückt vorkommt. Nicht einmal der historische Manichäismus als gnostische, auf Mani zurückgehende Religion lässt sich außer in der Wiedergabe durch Augustinus und andere Inquisitoren auf diese Vorform der »Dialektik« zurückführen.

the problem every writer on the Orient has faced: how to get hold of it, how to approach it, how not to be defeated or overwhelmed by its sublimity, its scope, its awful dimensions. (O 20)

Auffällig ist die »Exterritorialität«: »Orientalismus« ist die Stimme von außerhalb des Orients in existenzieller wie moralischer Hinsicht. Diese Stimme repräsentiert den Orient; seine Vor-Urteile schlagen sich in den Narrativen, der Struktur, den Bildern etc. nieder. Stil, Redefiguren, narrative Settings und narrative Funktionen machen die Autorität der orientalistischen Rede aus.

Eine wichtige Rolle kommt der *Literatur* zu, die v.a. in der Form des realistischen Romans eng mit der realen Expansion zusammenhängt. Sie beinhaltet einen gewissen »Reichsgedanken«, wobei die Kolonien als Orte von Reisen, Reichtum und Dienstbotenschaft und als Orte, wohin weniger begüterte oder schwierige Verwandte geschickt werden, um erwachsen zu werden, um verlorenen Besitz zurück zu erobern oder um sexuelle Abenteuer zu bestehen; als Orte, wohin Menschen reisen, um Jagdabenteuer zu erleben und Exotica zu sammeln. (C&I 73-116; v.a. 75)

Die narrativen Formen des europäischen Romans bilden in diesem Sinne ein wichtiges Mittel, um das kolonialistische Bewusstsein in den *common sense* zu überführen. Literatur ist neben der Zeitung ein Medium, das eine breite Öffentlichkeit erreicht. Dadurch, dass sie sich des Exotischen und Fremden annimmt, in dem die Kolonien mehr oder weniger deutlich erkennbar sind, stecken sie innerhalb der imaginären Geografie das einflussreiche Gebiet der Vorstellung und Fantasien ab, die weit höher moralisch/wertend konnotiert sind als nur Wenigen zugängliche wissenschaftliche Schriften. JanMohamed unterscheidet bei der erzählenden Literatur zwischen »imagery« und »symbolic«:

The emotive as well as the cognitive intentionalities of the »imagery« text are structured by objectification and aggression. In such works the native functions as an image of the imperialist self in such a manner that it reveals the latter's self-alienation. Because of the subsequent projection involved in this context, the »imaginary« representation of indigenous people tends to coalesce the signifier with the signified. [...] in the »imaginary« colonialist realm, to say »native« is automatically to say »evil« and to evoke immediately the economy of the manichean allegory. [...] Threatened by a metaphysical alterity that he has created, he quickly retreats to the homogeneity of his own group.<sup>27</sup>

JanMohamed gibt entschieden der symbolischen Form der erzählenden Literatur den Vorzug, die eher bereit sei, die Dialektik zwischen Eigenem und dem Anderen zu modifizieren, indem dem Anderen und seiner Kultur eine gewisse Eigenständigkeit und Andersartigkeit (als Wertigkeit) zugestanden würde.

JanMohamed beruft sich nicht auf Said, doch spricht er hier von denselben (unbewussten) Strategien des literarischen Erzählens, auf die sich auch Said bezieht. Weiterhin steht seine Unterteilung in »imagery« und »symbolic« in großer Nähe zu den beiden Differenzierungsweisen der »Orientalisierung des Orients« mittels kategorialer Verschiedenheit (»imagery«, »manichäisch«<sup>28</sup>) bzw. Devianz oder Aberration (»symbolic«).

In dieser Literatur muss das »politische Unbewusste« gesucht werden, das exakt zwischen einer Reduktion auf außerliterarische Gegebenheiten und Genie-Ästhetik liegt. Dazu gehört, dass jeder imperialistische Schriftsteller ein mehr oder weniger konfuse Bewusstsein von der geografischen Reichweite des (westlichen) Reiches und von der Vorherrschaft über fremde Gebiete und Völker hat, ein »geografisches Bewusstsein«, das er fort- und festschreibt, weil er es bejahend in seiner »imaginären Geografie« der moralischen und natürlichen Monstrositäten und Kuriosa/ Exotica reproduziert. Anders ausgedrückt beteiligt sich der Schriftsteller innerhalb seiner Profession an den kulturellen Strategien von Imperialismus und Kolonialismus, die gerade wesentlich darin bestehen, Taxonomien des Anderen und Exotischen zu erstellen und weiterhin privilegierte Landschaften zu entwerfen, deren Einteilung nach einem simplen Muster geschieht: die Hässliche und ökonomisch nicht nutzbare Landschaft für den Anderen, die schöne und verwertbare für die Eigenen. Der Schriftsteller schreibt das geografische, historiografische und imperialistische Projekt fort:

It seems that spatial control and geographical distance may be crucial to the naturalization and the stabilization of pretensions. Claims to extraordinary virtue, an exceptionally coherent personality or extravagant economic rewards all derive some portion of their legitimacy from the geographical cloak that surrounds the claimant. [...] Stable preten-

29 Smith, Jonathan: The lie that blinds. Destabilizing the Text of Landscape. In: Duncan/ Ley 1993, pp. 78-92, hier p. 85.

30 Massey, Doreen: Power-Geometries and the Politics of Space-Time. Hettner-Lecture 1998. Heidelberg: Dep. of Geogr. 1999 (Hettner-Lectures 2), p. 13f.

31 Hetherington, Kevin: The Badlands of Modernity. Heterotopia and Social Ordering. London, New York: Routledge 1997, p. viii.

32 Cf. Ibid., p. 20 ff.

sions rest on the luxury of denying unacceptable behaviour without fear of exposure [...]. Following the somewhat idiosyncratic definition of Milan Kundera, this luxury of denial implicates these pretensions as kitsch.<sup>29</sup>

### Rückverortung des großen Textes im Realen II: Dekolonialisierung

Die im Westen (Europa und USA) übliche Zugangsweise an Forschungsgegenstände mittels ›Objektivität‹, die nichts anderes als Partikularisierung und in der Folge Essenzialisierung und Monumentalisierung sei, spricht nicht vom ›Realen‹, sondern vom Imaginären, allenfalls von einer – durch den lang benutzten orientalistischen Diskurs – »zweiten Realität«, die sich zur Gänze mit der orientalistischen Provinz und ihrer ›imaginären Geografie‹ deckt. Neben den Strategien der Besonderung/Konkretisierung und Rekontextualisierung begegnet Said ihr durch Subjektivierung.

In der ›kontrapunktischen Leseweise‹ (C&I 36) als kritischer Arbeit soll dadurch, dass Disparates und vordergründig nicht Zusammengehöriges an menschlicher Erfahrung zusammen gedacht und miteinander verbunden wird, Vielstimmigkeit erzeugt werden. So werde die Koexistenz und Interaktion zwischen Disparatem und zugleich in der intellektuellen Arbeit ein ›menschliches Allgemeines‹ erzeugt, das in seiner hergestellten Interaktion vor dem gemeinsamen historischen Hintergrund zugänglich und verstehbar wird. Massey verdeutlicht in ihrer Art der ›kontrapunktischen Leseweise‹ mit der Respatialisierung des Temporalen eine wichtige Komponente. Ausgehend von der kolonialistischen Temporalisierung des Raumes, der Uminterpretation von Orten und Ländern in zeitlich rückständige, zeigt sie in Einklang mit postkolonialen Methoden, dass die Respatialisierung (die Rede nicht von rückständigen Völkern, sondern von kolonisierten Farbigen in Indien, Afrika etc.) nicht nur temporale Zuschreibungen neu geordnet und in Beziehung zueinander gesetzt werden, sondern auch die zeitliche Koexistenz unterschiedlicher und dissonanter Erzählungen gewährleistet wird.<sup>30</sup> Das Zusammendenken Suids erhält hier mit dem Begriff der ›Respatialisierung‹ eine geografische und soziale Konkretisierung: Etwas zusammenzudenken, zu -lesen oder zu -erzählen braucht einen Raum in geografisch-örtlicher Hinsicht genauso wie in sozial-kultureller, und dieser Raum konkretisiert sich so einerseits in den dekolonialistischen Ländern und andererseits in den liminalen Intellektuellen.

In dieser ›kontrapunktischen Leseweise‹ entsteht auf dem Wege der Subjektivierung von beiden beteiligten Seiten, Kolon(ial)isten und Kolonisierten, ein Fugenmuster, welches den Kanon der ›imaginären Geografie‹ aufbricht: Die unendliche und monotone Wiederholung des Kanons, die verlangt, dass alle Stimmen dasselbe Thema in harmonischem Überein- und Zusammenklang wiedergeben, wird zugunsten des Gegenthemas der Kolonisierten und dem Krebsmotiv der Dekolonisierung aufgegeben. Zugleich wird die ›imaginäre Geografie‹, die sich ja mit Hilfe des ›Kolonialismus‹ die reale Geografie angeeignet und den Erfahrungshintergrund für Kolonialisten und Kolonisten gleichermaßen abgegeben hatte, in ein subjektiviertes Reales überführt. Die Monologizität dieser Erzählung muss sich allerdings auch dem Realen, der subjektiven Erzählung der Kolonisierten, stellen; im »musikalischen Idealfall« wird der Krebs des nativen dekolonialistischen Nationalismus mit der Durchführung einer hybriden Kultur ergänzt, wenn nicht vollendet.

Widerstand gegen den Imperialismus gehört als seine Wirkung zu diesem selbst. Die hegemonial »unterlegene« Kultur leistet ideologischen Widerstand und erobert die eigenen, vom Imperialismus besetzten Räume wieder zurück, die jetzt zu utopischen werden. Dieses Phänomen ist nach Foucault auch als ›Heterotopie‹, als ein Ort der ›anderen‹ sozialen Formen, als »an example of an alternative way of doing things«<sup>31</sup> bekannt. Die Heterotopie als Phänomen des Randes hängt ihrerseits stark mit Orten der Repression und Disziplinierung zusammen. Sie ist heterogen durch ihre Exklusion durch eine als Eigenes oder als ›normal‹ gestaltete Umwelt. Nach einer inneren Logik wird der Rand-Ort und der Ort der Unterdrückung einer des Widerstandes und der Befreiung/Revolution,<sup>32</sup> wobei alle drei Ausdrücke keineswegs in landläufigem Sinne zu verstehen sind, sondern eher dem postkolonialen Phänomen der ›subalternen Sprache‹ nach Spivak u.a. oder dem Bachtinschen Karnevalesken vergleichbar sind. Hetherington zeigt in seiner Studie, dass die Heterotopie nicht strukturalistisch beschrieben werden kann, sondern dass sie ein ständiger, nicht-teleologischer Prozess von Umkodierung und Überschreitung, »a space of uncertainty« kennzeichnet; ein Merkmal, das sich mit der dekolonialistischen Hybridisierung deckt. Die Utopie als ein guter Nicht-Ort bildet innerhalb dieser sozialen Umstrukturierungen,

33 Ibid., p. 141.

34 Cf. Smith 1993, p. 84f.

35 Friedman kritisiert den Ansatz der Hybridität, dem ihm zufolge kein heuristischer Wert zukommt. Der (Nicht-)Begriff einer hybriden Kultur transportiere mehrere Unklarheiten: Entweder er meint das, was er immer bezeichnete, nämlich die auf alle zutreffende biologische und/oder kulturelle Hybridität, dann kann er nicht exklusiv für dekolonialisierte Ethnien/Nationen verwendet werden, oder er impliziert einen absoluten, »metaphysisch«-genetisch inhärenten Reinheitsanspruch, womit er aber den Rest der Theorie, in die er eingebunden ist, Lügen straft; oder aber er wird zu einer *causa causans* und *finalis* im dekolonialistischen Diskurs, indem postkoloniale hybride Kultur sowohl diejenige vor und diejenige nach der Kolonialisierung ist. Hybridität sei nichts Anderes, als ein kosmopolitaner Anspruch, der von Dritte-Welt-Intellektuellen, also einer extrem minoritären Gruppe, für sich beansprucht wird und der Deckung mit der empirisch-sozialen Welt, bzw. der Mehrheit der Angehörigen sog. hybrider Kulturen entbehre. Cf. Friedman, Jonathan: *The Hybridization of Roots and the Abhorrence of the Bush*. In: Featherstone/ Lash 1999, pp. 230-256. – Die Kritik ist m.E. bedenkenswert, trifft allerdings, zum. was Said betrifft, nicht den Kern, da dieser sich seiner Sonderstellung durchaus bewusst ist und sie in den jeweiligen Vorworten reflektiert.

36 Ahmad, Aijaz: *Jameson's Rhetoric of Otherness and the »National Allegory«*. In: Ashcroft/ Griffith/ Tiffin 1999, pp. 77-82, hier p. 79.

37 Cf. zu diesem Komplex Agnew, John: *Representing Space. Space, Scale and Culture in Social Science*. In: Duncan/ Ley 1993, pp. 251-271.

38 Zu Vorteil und Problematik eines solchen Ansatzes cf. *ibid.*, p. 261ff.

die der Heteropie inhärent sind, den Stimulus als stets entweichender Horizont.<sup>33</sup> Übertragen auf das dekolonialistische Projekt – Hetherington stützt sich auf Ansätze Saids und v.a. den »Dritten Raum« Homi K. Bhabhas – bildet die Restituierung des nativen Eigenen den utopischen Horizont. Restituierung reicht allerdings auch in die Vergangenheit zurück, in eine unversehrte Geschichte des Eigenen, der eigenen Kultur. Das Utopische kann also nur in einer vorimperialistischen Ort-Zeit-Konfiguration gefunden werden. Ein Teil der heterotopischen Widerstands-»Tragödie« liegt darin, dass zu einem gewissen Grad vom Imperialismus etablierte oder infiltrierte Formen bei der Dekolonisierung übernommen (Nationalismus) oder wieder entdeckt werden. Weil Widerstand und Dekolonisation länger dauern, als politische Unabhängigkeit zu erlangen und einen unabhängigen Nationalstaat zu errichten, müssen Wissens- u. Erfahrungsgebiete vom Imperialen bereinigt und neu erkundet werden.

In diesem Prozess kommt es zu einer *zweifachen Mythenbildung* (C&I 18, 162ff.): Die gemeinsame imperialistische Geschichte schafft unterschiedliche Gefühle und Traditionen: Ein Angehöriger der *subject-races* erinnert sich an militärische Attacken, Folter und Unterdrückung; ein Angehöriger der imperialen Kultur wird eher positive Erinnerungen an diese Zeit haben, an eine kolonialistische »Mission« mit Schulen, Städteplanung und -verschönerung, an ein angenehmes Leben und vielleicht auch daran, dass es immer wieder Ruhestörer gegeben habe, die das idyllische Zusammenleben von »denen« und »uns« gestört hätten. Nostalgie des vergangenen Imperiums auf der einen, Ressentiment gegenüber dem Imperium auf der anderen Seite geben die Leitthemen der Mythen ab. Die Kolonialisierten haben nämlich, wie Smith i.A. für Unterprivilegierte mit Hilfe von Foucault verdeutlicht, keinen Zugang zu materiellen und immateriellen Gütern wie einer »Privatsphäre«. Die Privatsphäre und dadurch eine gewisse Unverletzlichkeit der Person hängen maßgeblich von der materiellen Situation und nicht von einer Ideologie oder Moral ab; weil der/die Kolonialisierte aber kein Privateigentum besitzt bzw. keine Verfügungsgewalt darüber hat, bleibt ihm oder ihr nur der dunkle, schmutzige, überfüllte, eng begrenzte Raum quasi-öffentlicher Gebäude (Smith spricht vom klassischen Mietshaus, aber auch die Baracke, der Gemeinschaftsraum oder die Dienstbotenkammer gehören hierher) inmitten der großzügig verschönernten Stadt der Kolonialisten.<sup>34</sup>

Für die Dekolonialisierten stellt sich das Problem, dass innerhalb der gemeinsamen Geschichten neue Mythen gefunden, Nebenfiguren zu Protagonisten erhoben, neue Prototypen und Bilder installiert werden müssen, solche der bewussten Hybridität<sup>35</sup> oder solche eines vorgeblich authentischen Nationalismus im Dienste einer Utopie, die aber in der Tat nichts anderes macht, als die längst schon vorgegebene »imaginäre Geografie« umzukodieren, da der Nationalismus sich an der Praxis des »Orientalismus« orientiert, die ein spezielles Vokabular zum Umgang mit dem Fremden – oder dem Eigenen – bereitstellt.

Entgegen der deutlich negativen Wertung jeder Form von Nationalismus durch Said, kehrt Ahmad die Verflochtenheit von Postkolonialismus/Dekolonialisierung und Nationalismus (in Absetzung gegen den auch von Said als Quelle und methodisches Vorbild benutzten Jameson) heraus, indem sie anmerkt, dass die einheitliche Erfahrung *nationaler Repression* keine anderes Narrativ als das der befreiten Nation als Utopie erlaubt.<sup>36</sup>

Mit den Narrativen des Orientalismus sind allerdings nicht nur abwertende, sondern auch aufwertende Konzepte von Primitivismus verbunden sowie Vorstellungen, die ein spezielles epistemologisches Privileg aus orientali(sti)schen Ländern ableiten, z.B. Tribalismus, Vitalismus, Originalität. Der Nativismus, der diese Vorstellungen über seine Ursprünge benutzt, schreibt die Unterschiede zwischen den Rassen neu. Er akzeptiert den Imperialismus und seine Effekte der rassistischen, religiösen und politischen Demarkationen sowie vom Imperialismus bereit gestellte Mythen und Stereotypen. (C&I 252ff.) Mit Hilfe dieser Narrative muss eine neue reale und imaginäre Kartografierung geleistet werden, die sowohl lokale als auch nationale Aspekte berücksichtigt.<sup>37</sup>

Dekolonialistische Arbeit und postkoloniale Wissenschaft – Geografie, Historiografie und Literatur – bedeutet zudem, Lokalem und Individuellem gegenüber Nationalem und Kollektivem eine Stimme zu verleihen; es bedeutet, die große Geschichte zu Gunsten individueller (Leidens-)geschichten zurück zu nehmen und auch in beschreibender/repräsentierender Stimm- oder Schriftgabe die jeweiligen sozialen Welten, Orte und nicht Räume/Länder/Staaten, zu berücksichtigen.<sup>38</sup> Insofern findet eine Annäherung der drei Schreibweisen, Textsorten und Disziplinen statt, was wiederum im Dienste einer Annäherung an das perspektivisch gebrochene »Reale« steht. Der Zusammenhang der drei Disziplinen Geografie, Historiografie und Literatur liegt in



ihrem gemeinsamen narrativen Potenzial, über welches Authentizität hergestellt wird als ein erzählerischer Effekt. Subjektivierung bzw. Perspektivierung, indem dem und der Unterprivilegierten eine Stimme verliehen wird, steht hierbei im Dienste der Objektivierung als Perspektiven-Vervielfältigung.

Das Machtdilemma des »Wer spricht?« muss in Zusammenschau mit der Drei-Naturen-Konzeption gesehen werden. Noch einmal bricht das anfängliche Dilemma auf: Wo scheiden sich das Reale und das Imaginäre; in welchem Raum bewegen sich die Dekolonialisierten, wie bringen sie ihre Körper zum Sprechen? Der de-imperialistische Effekt der Umkodierung der orientalistischen Provinz lässt sich nicht vermeiden; es bleibt allerdings zu klären, ob dies an den Wirkungszusammenhängen eines symbolischen Systems ohne Grund und Anfang liegt oder an der Realität des transzendentalen Schrittes von den zwei widersprüchlichen Naturen zur (hybriden) Dritten. Das Beharren auf der Subjektivität und Authentizität des geschändeten Körpers und besetzten Raums des Nativen als einem Realen führt scheinbar zwangsläufig zu der weiteren Annahme einer (zeitlichen) Vorgeschichte, die ebenfalls dem Realen angehört. Ist es nur eine politische Notwendigkeit, darauf zu beharren, dass die Sprache des versklavten Körpers wichtiger und authentischer sei als diejenige des imperialistischen und heilen Körpers? Die Frage bleibt letztlich nicht zu entscheiden, denn Said – und das macht seine Stärke aus – deutet selbst zwei Möglichkeiten der Lösung an, deren eine sich ganz offensichtlich nicht von den drei Naturen lösen kann, so dass die Dekolonialisierten gegenüber den ehemaligen Kolonialisten ein uneinholbares *surplus* besitzen durch die Würde und die Wichtigkeit der transzendentalen Möglichkeit des geschändeten Körpers. Andererseits aber zeigt er durchaus den Schnitt, den Neuanfang, der wiederum nur mit Hilfe des ›Realen‹ und einem geopolitischen Bewusstsein funktionieren kann. Hier verortet sich das Konzept der ›Liminalität‹ als bewusstem Grenzgängertum zwischen imperialistisch-kolonialistischer und dekolonialistischer Kultur. Der Dekolonialisierte wechselt räumlich in die westlichen Metropolen, um dort der dekolonialistischen Arbeit eine neue Dimension hinzuzufügen: Seit den 60ern des 20ten Jahrhunderts spricht der Native aus einem Niemandsland heraus, der die Strategien quasi-ontologischer Machtgegebenheit der Europäer durchschaut und einen dritten Ort sucht. Ironisch gebrochen zeigt er die Abstraktionsvorgänge auf, die den Imperialismus begleiten und seine blinde Flecken ausgemacht haben. Postimperiale und -koloniale Gelehrte und Schriftsteller rekonkretisieren die Geschichte. Gegen abstrakte Machtmechanismen steht die Darstellung von Ausbeutung, die rekonkretisierte und -kontextualisierte *namentliche* Nennung von Staaten und Völkern, die zerstört worden sind, jenseits eines allgemeinen Orients. Der native, liminale Intellektuelle, der die westlichen Metropolen zuerst aufsucht und später von dort in die Ex-Kolonien zurückkehrt, bezieht die ehemaligen Kolonialisten in die dekolonialistische Arbeit mit ein. Der Vorteil des »Opfers« relativiert sich in der realen geografischen Überbrückung durch Effekte auf die imaginäre Geografie, was Umstrukturierung der sozialen Verhältnisse und des gesamten kulturellen Feldes bedeutet. Der Zwang für den Europäer/US-Amerikaner, ›den Anderen‹ im Realen seiner eigenen Kultur und seiner eigenen Alltagswelt zu sehen, ihn vom Rande seines eigenen kulturellen Diskurses her sprechen zu hören, erwirkt die Veränderung auch seiner eigenen ›imaginären Geografie‹ und trägt so die dekolonialistische Arbeit in den Imperialismus selbst hinein.

Die Arbeit Saids ist von hohem Ethos, sie ist ›humanistische‹ Arbeit, die über eine Diskursveränderung das Reale verändern, korrigieren will. Als liminaler Intellektueller, der sich innerhalb der Post/Colonial Studies betätigt, gibt er den »Subalternen eine Stimme«; dass diese Stimme nur für einen kleinen Teil der durch Said repräsentierten Gruppe der Palästinenser/der Muslime, sprechen kann, wurde angedeutet: Saids Stimme und seine Themen sind *elitär*. Insofern spreche ich von »Diskursveränderung«, weil seine politisch-kritisch-humanistische Stimme aus dem Zentrum des zu korrigierenden Diskurses, einer amerikanischen Universität her spricht. *Orientalism* und *Culture and Imperialism* zeugen in Aufbau und Themenwahl davon. Innerhalb der Post/Colonial Studies eine Theorie aus den Fallstudien zu extrahieren, ist schwierig und im Rahmen des nicht-theoretischen Eigenanspruches fragwürdig. Auch in Saids Texten sind die Begrifflichkeiten in erster Linie ›leere‹ Begriffe, die nicht von selbst aussagekräftig sind, sondern erst durch das Material, auf das sie angewendet werden, mit Bedeutung und Kontext angefüllt werden. Saids Studien sind allerdings nicht nur von historischer Fülle und Genauigkeit, sondern gewinnen in ihrem Verlauf auch zunehmend an Schärfe und Konkretheit, so dass ›Kultur‹, ›Orientalismus‹, ›Imperialismus‹ etc. durchaus von ihrem konkreten Hintergrund abgelöst ein Set an bestimmtem Allgemeinem bzw. an methodischer Analyse-Anleitung vermitteln.

39 Cf. Plener, Peter: (K)Ein Mohr im Hemd. Aschantis in Budapest und Wien, 1896/97. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/PPlener2>; Ders.: Sehsüchte einer Weltausstellung – Wien 1873. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/PPlener1>; Jacobs, Angelika: »Wildnis« als Wunschraum westlicher »Zivilisation«. Zur Kritik des Exotismus in Peter Altenbergs *Ashantee* und Robert Müllers *Tropen*. In: <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/Ajacobs1>.

Lässt sich nun der Standort des Wissenschaftlers Said bestimmen, eine Zuordnung zu den Aufklärern oder den »Text-Buddhisten« vornehmen? Mir scheint bis zum Schluss diese Frage nicht lösbar zu sein, was im Sinne einer Zuteilung/Zuschreibung Saids auch nicht notwendig ist – wohl aber im Hinblick auf seine Arbeitsweise. Die jeweilige Stärke Saids liegt in seiner virtuoson Anwendung narrativer Ansätze wie bei der *imagined geography* oder der »kontrapunktischen Leseweise« und der Diskursanalyse. Die Verflechtung von Textuellem und Realem auf diesen Gebieten ist plausibel und ist, wie gezeigt, mit jüngeren Ansätzen und Arbeitsweisen aus Soziologie und Kulturwissenschaft kompatibel. Weniger überzeugend, bzw. problematisch wird m.E. diese Verflechtung beim Thema »Dekolonialisierung«. Wenn Körper und Raum als Erfahrungsmedien und damit Garanten für Authentizität von unhintergebar Prädominanz sind, benötigt die exakte Analyse der Überschneidungslinien von Kodierung und Materiellem feinere Instrumente als die von Said gebotenen. Die Schlussfolgerungen, die Said aus der Dekolonialisierung zieht, und die Hoffnungen, die er mit ihr verknüpft, sind widersprüchlich. Im Grunde muss vor der Prämisse der Prädominanz des Körperlichen Ahmad zugestimmt werden, dass nationale Unterdrückung nationale Befreiung und kein Konzept der Nationslosigkeit hervorruft, – es sei denn, die quasi-natürliche Produktion *binärer oppositioneller Kodes* könnte durchbrochen werden. Das Hybriditäts-Konzept bildet eine solche Möglichkeit, doch verharrt sie bei Said m.E. zu sehr auf einer idealistischen Transzendierungs-Grundlage, wie sie sich in der »Drei-Naturen-Lehre« verrät. So bleibt Saids praktische und praktikable Lösung des liminalen Konzeptes, des körperlichen, kulturellen gewissermaßen mentalen Grenzgängertums. Der »borderline«-Effekt der Liminalität überschreitet Kode-Grenzen, Denk-Grenzen und räumliche Grenzen, womit soziale und kulturelle Räume gemeinsam mit den Orten, die sie konstituieren, verändert und aufgekl(e)rt werden.

#### Appendix: k.u.k. postkolonial?

Für die Habsburgermonarchie scheiden die Grundlagen der »imaginären Geografie« i.e.S. aus; es ist kaum davon auszugehen, dass reale und ideologische Grenzen konvergieren, da es sich bei den habsburgischen »Provinzen« mit wenigen Ausnahmen um Nachbargebiete handelt. Zu untersuchen bliebe die etwaige Entsprechung des Bildinventars des Orientalismus; ob, wann, in welcher Situation es zu Übertragungen von Bildern, die der Orientalismus zur Verfügung stellt, auf die Nachbarvölker und -gebiete kommt, und ob in diesem Sinne der Herstellung einer »imaginären Geografie« Vorschub geleistet wird; weiterhin, ob die fiktive Besetzung in diesem Fall tatsächlich den realen metropolitanen Strukturen vorausgeht oder mit ihnen gleichzeitig ist.

Inwieweit auch das Verhältnis des Habsburgerreiches zu seinem »Orient« von einer »*imagined history*« geprägt ist, bleibt zu erforschen. Ich gehe davon aus, dass dieser Punkt in weiten Bereichen zutrifft, da sich Österreich in den ethnologisch-ethnografischen Enthusiasmus, der *per se* von dieser Ungleichzeitigkeit geprägt ist, einschreibt und daran beteiligt.<sup>39</sup>

Zu fragen bleibt in diesem Zusammenhang auch, wie die dialektische Reihe, in der die zukünftige »Dritte Natur« nicht nur eine Transformation aus den Vorhergegangenen, sondern auch ein Telos ausmacht, auf »nur« imperialisierte Völker und Nationen anzuwenden ist. Im Falle kolonialisierter Völker entbehrt dieser Ansatz nicht einer gewissen (idealistischen) Logik, ob sie aber auf den deutsch-österreichischen Orientalismus, der nach Said eine reine Textwelt bildet, aus der heraus ihre Vertreter aus der sekundären Autorität (begründet wurde sie von den Kolonialreichen) heraus über »den Orientalen« sprechen, übertragbar ist, bleibt noch fraglich. Ohne die historische kolonialistische Erfahrung setzt diese Dialektik bei imperialisierten quasi-orientalischen Völkern des Habsburgerreiches nicht mit Notwendigkeit ein. Alles hängt wiederum an der Frage, ob hier von einer Form des Kolonialismus ausgegangen werden kann, eine Frage, die wiederum in erster Linie vom Material und nicht von der Theorie abhängt.

Die Wichtigkeit der Medienanalyse und der jeweiligen Repräsentationsformen des »Orientales« stehen auch für eine Untersuchung der Habsburger-Monarchie außer Frage; den kolonialistischen oder imperialistischen Roman wiederum wird man hier wohl vergeblich suchen. Erzählstrategien, wie sie für diesen gelten, dürften sich in der Reiseliteratur und in Autobiografien finden, die möglicherweise von Exotisierung im Setting und von der »imperialistischen Erzählgeste« der emphatischen Betonung des Dazu-Gehörens beherrscht sein könnten.

Wenn die Erforschung der Habsburger-Monarchie unter imperialistischen Aspekten vollständig sein will, muss auf die bis heute reichende Zeit der Dekolonialisierung eingegangen werden, um die zweifache Mythenbildung erkennbar werden lassen zu können. Unter der Anmerkung,



die Said selbst trifft, dass der binneneuropäische Kolonialismus, von einer ausgeprägten Verwaltungsmaschinerie im Gegensatz zu militärischen Aktionen und durch eine besondere Langlebigkeit der kolonialen und quasi-kolonialen Verhältnisse gekennzeichnet ist, kann ein Projekt zum Gesamtthema nur langfristig angelegt sein und muss außerdem neue Begriffsfelder aus dem Material extrahieren, das geeignet ist, die – vordergründig? – sanftere Version des inneren Kolonialismus adäquat beschreiben zu können. In diesem Bereich ist nicht mit Vorstellung des Anderen und Entgegengesetzten, sondern mit solchen der Aberration zu rechnen. Die Distanzen zwischen ästhetischen Formen und politisch-sozialer Macht dürften größer sein als beim Kolonialismus, und das außergewöhnliche Phänomen der Doppelmonarchie, in der zwei Nationen einen gemeinsamen Imperialismus über Nachbar«kolonien» ausübt, dürfte sich eher mit Strukturen diplomatischer Aneignung beschreiben lassen. Die Formen der Dekolonialisierung und doppelten Mythenbildung dürften sich v.a. für den »Zukömmeling« Ungarn zu hoch interessanten Vierfachmythen ausbilden (Nostalgie, Wieder-Aneignung der eigenen Geschichte, Festhalten an imperialistischen Methoden und Entwicklung eines bewusst hybriden Identitätsnarrativs).



---

**Mag. Ursula Reber**, geb. 1972, hat an der Philipps-Universität-Marburg Lateinische Philologie, Germanistik, Philosophie, Indologie u. Religionswissenschaft studiert. 1998 Studienabschluss mit einer Arbeit über »Geschichtskonzeptionen und Messianismus in Frank Herberts *Der Wüstenplanet*«; 1999-2000 DAAD-Lektorin an der Ülikooli (Universität) Tartu (Estland) für deutschspr. Literatur; arbeitet seit 2000 an einem Diss.projekt zu einer »Theorie der Metamorph/fose(n)« an der Univ. Wien; seit 2001 Redakteurin der Internet-Plattform

*Kakanien revisited.*

Kontakt: [usha.reber@kakanien.ac.at](mailto:usha.reber@kakanien.ac.at)